

Michael Ende

# **Das Haus an der Peripherie**

Erzählung



## Ein Leserbrief

Feldmoching/München den 15.3.1985

Dr. phil. Joseph Remigius Seidl  
Studienrat a. D.  
Emeranstr. II, Feldmoching

An den Verfasser des Berichtes über den »Korridor des B. C.«

Sehr geehrter Herr M. E.,

der von Ihnen unlängst in der Zeitung veröffentlichte Artikel hat mich stark beeindruckt. Er ermutigt mich, nun meinerseits zur Feder zu greifen, um Ihnen eine Erfahrung aus meiner Knabenzeit mitzuteilen, die in gewissem Sinne mein Leben geprägt hat. Alle meine Versuche, die beunruhigenden Konsequenzen, welche sich aus meinen Beobachtungen ergeben können, einer breiteren Öffentlichkeit vor Augen zu stellen, sind bislang ohne Erfolg geblieben. Ich bin nur auf Desinteresse oder ungläubiges Kopfschütteln gestoßen. Vielleicht ist es Ihnen aufgrund Ihrer allgemeinen Bekanntheit möglich, diesem bedauerlichen Umstande abzuhelfen. Doch wie auch immer Sie darüber entscheiden werden, in keinem Fall, so denke ich, kann es Ihnen gleichgültig sein, dass Bauwerke von so merkwürdiger Beschaffenheit, wie jener von Ihnen beschriebene Korridor, durchaus nicht nur in der urbs eterna zu finden sind (wo ihre Existenz mehr oder weniger zu erwarten ist) – sondern auch bei uns in Feldmoching (wo dergleichen denn doch recht erstaunlich erscheinen mag).

Nun weiß ich natürlich nicht, sehr geehrter Herr, ob Ihre Darstellung sich als reine Fiktion verstanden wissen will (gewiss werden viele Leser sie dafür halten) oder ob Sie ein tatsächlich existierendes Bauwerk beschrieben haben. Im ersteren Falle mögen Sie wohl lächeln über diesen meinen Brief als über eine weitere absurde Leserschrift, deren Sie vermutlich viele bekommen; trifft aber Letzteres zu, so kann Ihnen meine Mitteilung vielleicht einen wertvollen Beitrag zu Ihren eigenen Forschungen leisten. Übrigens habe ich erst seit wenigen Jahren versucht, das Ohr der Öffentlichkeit für meine Ermittlungen zu gewinnen – aus einem leicht einsehbaren Grunde: Ich bin Studienrat a. D., wegen eines hartnäckigen Nervenleidens vorzeitig in Pension geschickt, und wollte eben des Verdachtes wegen, den meine Krankheit na-

helegt, keinen Zweifel an meinem gesunden Menschenverstande Vorschub leisten, solange ich noch im Schuldienste tätig war. Nun aber, da ich nur noch Privatperson bin und überdies das Ende meines Lebens täglich eintreten kann, drängt es mich, rückhaltlos der Wahrheit die Ehre zu geben. Verurteilen Sie mich nicht wegen meines lebenslangen Zögerns, sehr geehrter Herr! Schließlich hat auch der von mir so hochgeschätzte Darwin seine brisanten Erkenntnisse erst veröffentlicht, als es ihm beruflich keinen Schaden mehr eintragen konnte. Es gibt eben Wahrheiten, die man tunlichst dem Roulette der Meinungen erst dann preisgibt, wenn man selbst den Spieltisch schon verlassen hat. Aber wie auch immer Sie darüber denken mögen, seien Sie jedenfalls versichert, dass ich Ihnen reine Tatsachen darstelle und dass ich, wie Sie sehen werden, nicht wenige Recherchen angestellt habe, um deren unbezweifelbare Richtigkeit zu erhärten. Überdies war ich als Lehrer für Geschichte, Deutsch und Altphilologie ein Leben lang bestrebt, mich jeder Zügellosigkeit der Fantasie zu enthalten.

Nun aber ohne Umschweife zur Sache.

In meiner Kindheit (ich bin 1931 geboren) war Feldmoching noch ein mehr oder weniger ländlicher Vorort von München. Es gab, verglichen mit heute, nur wenige Villen, die meisten Häuser waren bäuerliche Anwesen, umgeben von Feldern, Äckern und Wiesen. Eine Eisenbahnlinie verband den Ort mit der Stadt, der Zug verkehrte viermal täglich, und den kleinen Bahnhof versorgte mein Vater als Stationsvorsteher. Neben dem Bahnhof gab es ein anspruchsloses, aus unverputztem Ziegel errichtetes Haus. Dort lebten wir, das heißt, mein Vater, meine Mutter, mein um zweieinhalb Jahre älterer Bruder Emil und ich. Zum Unterricht ging ich die ersten vier Jahre ins Dorf Feldmoching, doch besteht das alte Schulhaus jetzt nicht mehr. Es wurde vor zehn Jahren abgerissen, heute steht dort eine Reihenhaussiedlung, in der ich nun meine Altersresidenz bezogen habe. Ich bin also an den Ort meiner Kindheit zurückgekehrt.

Etwa einen halben Kilometer von unserer Station entfernt, dort, wo sich heute die neue Autostraße erstreckt und die Großtankstelle errichtet wurde, befand sich damals eine Wiese von etwa einem halben Hektar Grundfläche. Da es später in meinem Bericht von Bedeutung sein wird, will ich genau sein: Das Flurstück 28b (so die Auskunft des Katasteramtes, die ich später einholte) maß vor 1945 exakt 5221 qm. Heute misst es dagegen nur noch 5106 qm, obgleich die alten Grenzen noch immer gelten und sorgfältig vermessen sind.

Der Beamte, von mir befragt, wohin denn die fehlenden 115 qm des Flurstücks verschwunden seien, zuckte gleichgültig die Achseln und murmelte etwas von »ungenauen Messmethoden der Vorkriegszeit«. Ich aber weiß nur zu gut, dass die Sache einen anderen, sehr viel bedenklicheren Grund hat. Wenn es mir gelänge, sehr geehrter Herr, Sie von dessen Stichhaltigkeit

zu überzeugen, so wären meine jahrelangen Bemühungen um die Lösung des Rätsels nicht vergebens gewesen. Doch ich will Sie nicht zu beeinflussen suchen. Sie werden selbst urteilen.

In meiner Kindheit also stand auf jener Wiese, durch eine ziemlich verwahrloste Taxushecke und ein Fichtendickicht verborgen, ein Haus, das den Bewohnern Feldmochings zu allerlei Vermutungen Anlass gab. Meine und meines Bruders Neugier wurde noch besonders dadurch angestachelt, dass unser Vater uns ohne Angabe näherer Gründe untersagte, in der Nähe jenes Grundstücks zu spielen. Niemals sah man jemand in dem verrufenen Haus aus und ein gehen – außer einer einzigen, recht ungewöhnlichen Person, einer älteren Frau (für Kinder sind freilich alle Leute über vierzig alt), die, wie man uns sagte, als »Zugeherin«, das heißt, als Putzfrau dort angestellt war. Doch schon damals schien mir diese Auskunft recht zweifelhaft (und dieser Zweifel hat sich bis heute nur noch verstärkt), denn das Äußere der Frau – oder soll ich sagen der Dame, denn trotz allem hatte sie für uns Dorfbuben etwas Herrschaftliches an sich – entsprach in keiner Weise dem, was man sich unter einer Putzfrau vorstellt. Sie war verhältnismäßig klein, von stämmigem Körperbau und trug meist Hosenröcke, was damals als sehr elegant galt. Ihr weißes Haar war zu einem Pagenkopf geschnitten und sie rauchte Zigarren. Ihr stets ungeschminktes Gesicht wirkte merkwürdig ledern. Sie trug eine Brille, deren dicke Gläser ihre Augen riesig erscheinen ließen – wir nannten das »Butzenscheibenoptik« oder »Flaschenböden«. Was allerdings unser knabenhaftes Interesse am meisten erregte, war der Umstand, dass sie sich offensichtlich niemals wusch. Ihre langen Fingernägel starrten vor Schmutz, ihr Hals und ihr Gesicht waren streifig. Doch das allein erklärte noch nicht die Wolke von schwerem Gestank, die sie meistens umgab. Offenbar litt sie unter chronischen Verdauungsstörungen, denn fast pausenlos entströmten ihrem Leib durchaus hörbar gewisse Darmgase.

Das war wohl der Grund zu dem Namen, unter dem sie bei den Leuten unserer Gegend bekannt war: »d'Schoaßwalli«. Walli ist bei uns die Abkürzung für Walburga und Schoaß – ich bitte um Entschuldigung, aber die volkskundliche Genauigkeit erlaubt hier keine höfliche Umschreibung – bedeutet Furz. Bedenken Sie bitte, sehr geehrter Herr, dass es sich damals um eine vorwiegend noch bäuerliche Bevölkerung handelte, die ja gerade bei uns in Bayern für ihre drastische Ausdrucksweise bekannt ist.